

Das vielseitige Mieschen.



Hier als Doktor Eisenbart.



Da nach „schwarzer Männer“ Art



Hier als Gärtner—wenn's nur glückt!



Und als Kellnerin sehr geschickt!

Der unschuldig gewachte Biestfresser. Bauer (der zu einem Fressen geladen war, nach Hause gestürzt kommend): „Was ist passiert?— Du hast mich rufen lassen?“ Frau: „Ich? Ist mit gar nicht eingeleitet!“ Bauer: „O, diese Lumpen, dann haben sie mich betogen, um mich los zu werden — jetzt fressen sie die drei letzten Gänge allein!“



Staffiniert.

Sie, Herr Förster, Sie sagten doch selbst, daß hier nicht ein einziger Wod mehr zu sehen sei, was soll denn dann aber der neue Anstand bedeuten? „Ja, wissen Sie, Herr Doktor, der Wod wird nächstens verlegt, und so was geht!“ Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt, sagte der Pantoffelheld, und da trotz er nachts beim Nachhausekommen, damit sich seine Frau nicht höre, auf den Strümpfen durch ein offenes Fenster.

Rudelmiller und Bredendorn.



Rudelmiller: „Wenn unsere Freunde uns Unbescheidet vorwerfen, so kann sie eigentlich gar nicht so unrecht.“ Bredendorn: „Wie?“ Rudelmiller: „Na, wir hamme doch egal weg abweisend behandelt.“ Bredendorn: „Uff die Art stimmt's!“

Gedankensplitter. Der Charaktermensch erlirkt im Sturm des Lebens, das Volt im Sturm der Schlacht. — Im Siegesglück. Gast: Was gibt es denn heute? Kellnerin: Vendenraten... Schnittgel... Graubraten... und acht- undzwanzigtausend Russen haben wir auch! — Botschaft. Herr Süßel: Ich habe meine Reise ins Ausland noch verschoben! Bekannt (einen Seitenblick auf dessen Nase werfend): Na ja! Die Ausfuhr von Kupfer ist ja auch verboten! — Zeitgemäß. Mann: Was ist denn geschoben, daß du den Freitag so fürchterlich schlägst? Frau: Denke Dir, wach ein Unglück! Der Bengel hat sämtliche Brotmullen in sein Markenalbum eingeklebt!



Vom Beruf her.

Hausnecht (der früher Markthelfer bei einem Buchhändler war und einen überaus biden Reisenden hinauswerfen soll): „Hat der Kerl ein unphänomenales Format!“ — Doppeljinnig. Aus dem Briefe eines Landwehmannes: „... und dann, liebe Frau, gräme dich nicht, wenn ich auch das Eisenerz Kreuz nicht bekomme, — ich habe doch genug an dir!“ Kleines Kriegsbild. Ruhig schienen, Kowalski, ruhig schienen! Sie werden uns wohl noch durch Ihre verrückte Kallertei die ganze französische Nordarmee verjagen! — Beim Lichte des seindlichen Scheinwerfers. „Wachst, nobl' fan d' Engländer, das muß man sagen, die liefern uns die ganze Zeit gratis 's beste Licht, daß man wenigstens schon lesen kann.“



Wohl möglich.

„Hast Du gehört, Professor Diller hat gesagt, wir Frauen hätten keine Logik!“ „Na, er soll mal eine von uns leiten, so wird er bald erkennen, wie prächtig wir den Begriff „folge richtig“ zu handhaben verstehen!“ — Nachahmung. Frau Bieddimpf: Denken Sie sich, selbst bin ich in der Nähe ein Wert eine Knie „zum Säbengraben“ eröffnet hat. Ist mein Mann Tag und Nacht dein! — Seine Ansicht. Frau (zum Gatten): Höst Du nicht den Sänger oben im dritten Stock? Der singt schon die ganze Mittagsstunde so schön. Gatte: Na, wenn er was zu essen hätt', täi er nett sing'n!

Die ärztliche Prognose.

Eine Episode aus Jotais Leben. Von Meloman Wihlisch. Es war anfangs der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als der Tod seine Wistentarte bei Jotai abgab. Er begann nämlich Blut auszuwerfen, was bei dem Umstand, daß auch sein Vater tuberkulos gewesen, jedenfalls ein bedenkliches Symptom war. — Zuerst wollte der Dichter, der eben seinen Roman „Der neue Gutscher“ begonnen hatte, die Wistentarte achtlos in den Papierkorb werfen; später aber, als er die besorgten Mienen seiner Freunde sah, fingen ihm selbst Bedenken auf, ob es ihm gemäßigt sein werde, seinen Roman vollenden zu können, und er beschloß, sich über seinen Zustand Klarheit zu verschaffen. Er ging also von einem berühmten Professor zum anderen, um sich unterfragen zu lassen. — Die Herren Spezialisten klopften und besprachen ihn gründlich; der eine sprach von einem leichten Lungenanfang, der andere konstatierte eine Infiltration der linken Lungenzunge, der dritte beruhigte ihn lächelnd, sein Leiden sei durchaus nicht bedenklich, empfahl ihm aber gleichwohl die größte Vorsicht und sorgsamste Pflege — kurz, der Patient konnte über die Prognose seiner Krankheit nicht ins Klare kommen, zumal, da sich bald auch ein leichtes Fieber einstellte. Die Herren Professoren glauben, es nur mit einem leichtgläubigen, optimistischen Dichter zu tun zu haben, vergessen aber, daß ich auch ein Jurist bin, der ihnen ihr Geheimnis nach dem Prinzip, „Auf einen Schein andererseits“ noch einreihen wird“, sagte Jotai zu seinen Freunden. Gefas, getan. Er begab sich zur Ungarischen Allgemeinen Versicherungsgesellschaft, um sein Leben auf zehntausend Gulden zu versichern. Man empfing den berühmten Autor mit der größten Zuversicht und Ehrerbietung, ließ sich von ihm die nötigen Daten geben, und versprach, ihm baldigst den Anstaltsarzt ins Haus zu schicken, um die nötige Untersuchung vornehmen zu lassen. Jotai nidte zustimmend. Das war es ja, was er mit der Versicherung bezweckte. Er wollte die ungeschminkte Wahrheit wissen. Dort, wo es sich um Geld handelt, muß alle Rücksicht und Humanität in den Hintergrund treten. Drei Tage hindurch wartete er in angstvoller Spannung auf den Anstaltsarzt, ja, wie ein Anlagelager auf die Verfindung des Todesurteils. Endlich schickte Jotai, den Sekretär der Versicherungsgesellschaft, der sein Jugendfreund war, aufzusuchen. Er fand ihn aber nicht zu Hause. „Wissen Sie nicht, wo Ihr Herr hingegangen ist?“ fragte Jotai das Stubenmädchen, das ihm die Tür geöffnet. „Ja, er ist zu dem berühmten Dichter Jotai gegangen.“ Jotai eilte nach Hause und begegnete dem Gesuchten auf der Straße. „Ich komme eben von deiner Wohnung!“ rief der Sekretär. „Und ich von der deinen“, antwortete Jotai. „Was wolltest du bei mir?“ „Mit dir aufzugeben, bei meiner Meinung sagen.“ „Das war auch meine Absicht!“ „Warum?“ fragte Jotai. „Nun, höst Du, alter Freund, das hätte ich dir nie zugemutet, daß gerade du ins so zum Besten haben willst!“ „Wie meinst du das?“ fragte Jotai betroffen. „Du willst dich auf die Summe von zehntausend Gulden verlassen lassen, da du doch weißt, daß du kaum ein Jahr noch zu leben hast. Ich habe dir also die Papiere zurückgebracht, kann dir aber den Vorwurf nicht erheben, daß du unsere Anstalt schädigen wolltest.“ Jotai beteuerte vergebens, daß es ihm keineswegs darum zu tun war, die Anstalt zu schädigen, er wollte ja nur die Wahrheit wissen, und die war ihm jetzt wie ein spitzer Dolch ins Herz gedrungen. Da hatte er ja nun die gewünschte Prognose in ihrer unterhöllsten Form. Aber war sie auch verlässlich? War denn nicht der Sekretär ein unwissender Laie, und hatten sich nicht schon die größten Gelehrten in ihren Prognosen geirrt? Es gab doch auch Fälle, in denen Augenkrankheiten noch viele Jahre mit ihrem Leiden weiterleben, andere, in denen sie geheilt wurden und ein hohes Alter erreichten. Jotai wollte es endlich bestimmt wissen, was er zu hoffen oder zu fürchten habe, und er bot seinen Bruder Karl, ihn zu einer anderen Versicherungsgesellschaft zu begleiten. Die Brüder gingen zum „Anter“, wurden dort sehr höflich und ehrerbietig empfangen und erhielten den Bescheid, daß die Police ihnen in kürzester Zeit zugestellt werden sollte. Einige Tage später, als die Brü-

der eben beim Frühstück saßen, trat ein Herr ins Zimmer, der sich ihnen als Bevollmächtigter des „Anters“ vorstellte. „Da habe ich die Papiere mitgebracht“, sagte er, sich verneigend, „und bitte, sie gütigst zu unterzeichnen; dann ist die Sache in Ordnung.“ „Wie“, rief Jotai verwundert. „Sie wollen das Geschäft abschließen, ohne ärztliche Untersuchung, ohne Zeugnis?“ „Aber ich bitte Sie, wir werden Ihnen doch nicht mit so lästigen Formalitäten Schwierigkeiten machen.“ „Das sind keine Formalitäten. Alle Rücksicht hört auf, wo es sich um eine größere Summe handelt. Es ist ja bekannt, daß ich ein kranker Mann bin, der vielleicht kein Jahr mehr zu leben hat. Es ist mir doch nicht darum zu tun, Ihre Gesellschaft zu schädigen.“ Der Beamte verneigte sich ehrerbietig. „Davon kann keine Rede sein. Im Gegenteil. Für unsere Gesellschaft ist es unter allen Umständen eine große Auszeichnung, wenn der berühmte Schriftsteller Jotai sich bei uns versichern läßt. Wir müssen diese Ehre zu schätzen und wollen uns dankbar erweisen, nicht aber Ihnen lästig fallen.“ „Aber wenn ich in einigen Monaten sterben sollte?“ „Das würde ein so namenloses Unglück für das ganze Land sein, daß der Verlust der bei uns versicherten Summe doch gar nicht in Betracht käme.“ Genug, der höfliche „Anter“ sollte für Jotai auch kein Hoffnungsanker sein, und er verzichtete auf den Abschluß des Geschäftes. „Wenn du willst, lieber Moriz, will ich dich noch zu einer anderen Versicherungsgesellschaft begleiten“, sagte Karl Jotai zu seinem Bruder. Da aber fuhr dieser auf: „Nein, ich will nichts mehr davon wissen; ich will dem Tod nicht noch nachlaufen. Kommt er freiwillig, so weiß er mich zu finden; ich aber will ihm keinen Schritt mehr entgegengehen.“ So ward denn die Wistentarte des Todes in den Papierkorb geworfen und dort blieb sie volle vierundvierzig Jahre lang vergessen liegen, so sehr hatten diese beiden Nachhahrer sich miteinander verfeindet. Aberglauben. Aberglauben ist sehr töricht, das sagen alle Menschen, auch die Abergläubigen selbst. Schon das Wort an sich sagt es, denn „aber“ ist soviel wie „after“, und das bedeutet „hinten gelegen“, „dunkel“, „falsch“. Nur glaubt jeder Abergläubige, daß seine Wahnvorstellungen gerade die eigentliche Wahrheit enthalten; er müßte folgerichtig alle Ungläubigen und alle Anhänger des Christentums oder einer anderen Religion für abergläubig halten — und tut es auch häufig. Geht man der Sache auf den Grund, so stellt sich der Aberglaube immer als ein Rückfall in längst überwundene Weltanschauungen dar, in einen Götterglauben, wie ihn noch asiatische und afrikanische Naturvölker pflegen, denen die Welt mit einem Gemimmel boshafter kleiner Dämonen erfüllt ist, die sich in Spinnen und andere Wesen vertrieben, die von zauberkräftigen Leuten, Sezen und Sezenmeisteren „berufen“ werden können, die Zahl 13 hassen usw. Es ist sehr bestemmend und niederdrückend, daß dieser Götterglaube noch Millionen „kultivierter“ Menschen in seinem Banne hält und daß eigentlich niemand ganz frei davon ist; es gibt auch für den Aufgeklärtesten und für den frommsten minderbekanntesten Augenblicke, in denen er sich dem Unfinn hingibt, und da es ganz gewaltiger Anstrengungen bedarf, um den „Aberglauben“ abzuschütteln und der Vernunft wieder zur Herrschaft zu verhelfen. Gibt es ungeschicklichen Aberglauben? Man kann wohl nur mit Jägern ja sagen. Wenn ein Krüger ein Amulett um den Hals trägt, wenn eine Mutter drei Kreuze über das Brot macht, ehe sie es anfruchtbar, so mag das hingehen, zumal das Brot im Grunde nur eine etwas verunreinigte Substanz ist, die die Vernunft nicht als gefährlich empfindet, weil der an einem Zauber glaubt, geneigt ist, auch jeden anderen Götterdienst für wirksam zu halten. Poetische Gemüter verneinen die Bekämpfung von jeder Art von Aberglauben würde das Leben nützlicher machen. Diese „Gefahr“ liegt nicht vor. Erstens ist Nützlichkeit gar nichts Gefährliches, zweitens bleibt auch, wenn die Geister fort sind, genug des Schönen und Wunderbaren übrig. Aber mit den Geistesverschwindet viel Freiheit, viel Fantasmus, viel Freiheit, viel Feinsinn; und dadurch wird die Bahn der Menschheit von einer Unzahl von Steinen, Böckern, Vornenheiten und Drachenschwänzen gefäubert, die sie jetzt noch für viele ungangbar machen.

„Es zieht.“

Die meisten Menschen sind gegen „Zug“ außerordentlich empfindlich; es ist aber viel Liebertreibung dabei. Der Mensch kann ja überhaupt viel mehr ertragen, als man gewöhnlich glaubt oder — als man geglaubt hat. Und bei den „Erfahrungen“ durch „Zug“ handelt es sich sicher sehr oft um eingebildete Leiden, die ja trotzdem immer noch Leiden bleiben. Was ist eigentlich „Zug“? Es ist bewegte Luft, gar nichts anderes als ein leichter Wind, der aber allerdings durch geschlossene Räume geht und daher schon gemerkt wird, wenn er sanfter als ein Zephyr weht. Da ein gewöhnlicher Fußgänger in der Stunde annähernd zwei Meter zurücklegt, so man eine Luftströmung von einem Meter Geschwindigkeit kaum Wind nennen (obwohl es Wirbelstürme gibt, die in der Sekunde nur 20 Zentimeter vorwärts schieben); mehr als ein Meter Geschwindigkeit erreicht der „Zug“ selten. Der berühmte bayrische Hygieniker Pettenkofer hat seinerzeit durch Versuche festgestellt, daß eine Luftströmung von einem halben Meter Geschwindigkeit in der Sekunde von dem Menschen überhaupt nicht wahrgenommen wird, und er glaubte, daß eine solche Luftströmung, wenn sie alle 12 Minuten erzeugt werde, in jedem Fall genüge, um einen Raum stets mit ausreichender frischer Luft zu versehen. Die Ventilationsrichtigkeit hat sich danach gerichtet. Es hat sich aber inzwischen herausgestellt, daß die Schlussfolgerung Pettenkofers nicht zutrifft, wenigstens nicht immer, nämlich nicht da, wo größere Menschenmengen in Gesellschaften, Vortragszalen usw. verhaftet sind. Zugleich hat man aber auch erkannt, daß eine Luftgeschwindigkeit von einem halben Meter durchaus nicht die obere Grenze für den erträglichen „Zug“ ist, daß man diese vielleicht auf ein Meter und in stark erträglichen Räumen noch darüber hinaus erhöhen kann, ohne daß ein normaler Mensch mehr als eine angenehme erfrischende Kühlung fühlt. Allerdings war die Richtung des „Zuges“ bei den entsprechenden Versuchen vertikal, von oben nach unten, wobei der Körper also zunächst nur an einer „Schmalseite“, dem Kopf, getroffen wurde, der gut geschützt und ohnedies am meisten abgehärtet ist. Es geht aus dem Befragten wohl hervor, daß die „Zugfestigkeit“ des Menschen in der Tat bedeutend größer ist, als man annimmt. Wer sich selbst darauf beobachtet, wird bald über seine bisherige „Zugfestigkeit“ lächeln lernen. Der „Zug“ schadet meistens nur dann, wenn man sich übermäßig erhitze hat; er schadet aber auch dann nur wenig mehr als das Eintreten in kalte, aber ganz vor „Zug“ geschützte Räume; das für den Körper Gefährliche ist die plötzliche Wärmelösung, nicht die Bewegung der Luft. Viel in der Kriegszeit aber gibt es viel weniger „Zug“ als früher, wenigstens merkt man viel weniger davon als in ruhigen Zeiten. Voriäufig. „Voriäufig“ ist die Tochter der Bequemlichkeit und die Mutter der Unordnung. Voriäufig stelle ich das kostbare Kräftchen nur aus dem Wege, nachdem er sich es an seinen geschätzten Platz einkümmert. Voriäufig lege ich die Quittung hier zu den Briefen, später kann ich sie ja fort-schieben. Voriäufig tue ich dies und das, weil es mir im Augenblick un- bequem ist, die Sache gleich richtig in Ordnung zu bringen. Folge davon: Unordnung! Ich kann die Quittung endlich nicht wiederfinden, weil sie unter inzwischen veralteten Briefen ver- steckt liegt. Und gegen das kostbare Kräftchen habe ich in der Dunkelheit unvernünftig an, so daß es in Scherben fällt, weil es an einem ungehörigen Platz steht. So liegen sich aus dem täglichen Leben noch unzählige peinliche Vorkommnisse anführen, die ihren Grund letzten Endes in dem lästigen Voriäufig haben. Und das lästige Voriäufig-Band-Schieben von Dinge- lang-Abend-Schieben von Dinge, die sofort erledigt werden können und mühen, ist eine leider weit verbreitete Unsitte. Man sollte sie keinesfalls durchlassen, da wirksame Unannehmlichkeiten daraus erwachsen können, die das alte Sprichwort: „Ein Voriäufiger — große Wirrtun- gen“ voll bestätigen. Wenn auch das Stücken Selbstüberwindung dem „alten Adam“ im Augenblick un- bequem erscheint, so bringt es sich später durch Vermeidung von Ärger reich- lich wieder ein. Und ein Notbehelf ist durchaus unnötig, wenn man gleich das Richtige zu schaffen imstande ist. Darum fort mit dem nachlässigen „Voriäufig“. Was du tun willst, das tue gleich! Der schlaue Hans. Guts- beister: Na, du bringst mir das Geld für die Briefmarken wieder? Was soll denn das? Hans: Der Mensch am Schalter heilt mich upfakt! da du ihn die Briefe all so rinfinken in den Kasten.

Krieg in der Kinderstube.



Schlau. „Arbeit können Sie haben. Da — schießen Sie mal den Holzstoß sauber auf!“ — Gemüthlich. „Die Geschichte, die Sie mir da erzählen, kann ich Ihnen unmöglich glauben, Herr Ober-Forstler!“ „Nicht? Gut, erzähle ich Ihnen eine andere!“



Erster Bummier: „Sieh mal den da an, der will nächstens als Missionar zu den Kannibalen gehen!“ Zweiter Bummier: „Der will sie wohl zum Vegetarierturn betreten.“

Treffender Ausdruck. Die abschreckend häßliche, aber reiche Meier hat nun doch einen hübschen, jungen Mann getriekt. — Probaturum est. Junger Mann: „Das wäre alles schön und gut, wenn sie nur den einen Fehler nicht hätte, daß sie schielt.“ Schachdenk. Was wollen Sie sende belausen sich seine Scheitlap- pen? Man sagt doch, die Vögel ist blind, und bei Ihnen schielt sie nur!



„Trau ich meinen Augen — Sie sind's, Lewi?“ — „Warum soll ich's nicht sein?“ — „In meinem ganzen Leben sah ich Sie doch noch nicht soviel reine Wäsche tragen!“

Kindermund. Die kleine Anfrage: Jährliche Rebatation! Ich jehente mir nächsten Monat zu ver- mehlen. Zerbrache ich nu da 'n Tauffchein oder eine Protokolle? Au- jußt Mehtlich.



Wie sich der kleine Mar vorstellt, daß auf der Kopf der Besichtigung zwei- telogramm Prot und Mehl entfallen.